

Die Dämonen des Peter Stein

Was tut ein deutscher Theaterregisseur, dem italienische Finanzkabal die Inszenierung eines russischen Romans torpedieren? Er zeigt sie einfach auf eigenem Grund und Boden.

K SAN PANCRAZIO, 19. Mai ein Mensch würde hier, im Nirgendwo, ein Theater erwarten: südliches Umbrien, grüne Hügel, Macchia, eine gewundene, leere Landstraße. Und doch hat San Pancrazio, das auf keiner Landkarte verzeichnet steht, derzeit ein Theater von Weltrang. Peter Stein wird auf seiner Probephöhne mitten im Buschwald an den kommenden zwei Wochenenden Dostojewskis „Dämonen“ aufführen. Ein Bühnenmarathon von neun Stunden mit fünf und zwanzig Darstellern und Verköstigung in den Pausen. Es gibt keinen Parkplatz, die höchstens sechshundert Zuschauer sitzen auf Plastikstühlen in der kahlen Theaterscheune, die sich Peter Stein hier vor ein paar Jahren zum Einstudieren seiner Aufführungen gebaut hat.

Der Regisseur wohnt ein paar hundert Meter weiter unten im Tal im uralten Borgo, der verlassen war, als er ihn vor dreizehn Jahren kaufte und renovierte. Seit Februar haben in den Ferienwohnungen und Gästezimmern auch die Schauspieler gehaust, um die „Dämonen“ für das Turiner „Teatro Stabile“ zu proben. Dann sagte das Theater, eines der renommiertesten Italiens, das Vorhaben aus Geldgründen ab. Jetzt präsentiert Stein seine Arbeit wenigstens für eine Teilöffentlichkeit.

Als wir uns am letzten probefreien Tag endlich an der Tankstelle zum „famoso regista tedesco“ durchgefragt haben, sitzt der berühmte deutsche Regisseur ganz allein in den leeren Plastikstuhlreihen und schaut zwei Monteuren zu, wie sie riesige Led-Lampen unter der Decke montieren. Stein betont seine Gelassenheit, doch in Wahrheit ist er stinksauer auf die Turiner Theaterleute, auf das italienische Kultursystem im Ganzen, auf



Der Regisseur spielt mit: Peter Stein in der Rolle eines Popen in den „Dämonen“, die er statt in Turin auf seinem umbrischen Landgut zeigt. Foto Walter Kuberka

jede Kunstbürokratie sowieso. Zwar habe die Berlusconi-Regierung dem „Teatro Stabile“ für die kommende Spielzeit vierzig Prozent des Etats gekürzt, seine Produktion sei aber so gut wie fertig und bezahlt gewesen. Während die umbrischen Mücken ihn umschwirren, erzählt Stein, wie er jedem Kürzungsvorschlag entgegengekommen sei, reihenweise Schauspieler, Ausstattung und Beleuchtung weggelassen habe. Wo er mit fünf Technikern auskommen wollte, setzte man achtundzwanzig an – um dann kein Geld für sie zu haben. Intrigen, Gewerkschaften, Misswirtschaft – Stein höhnt, dass es da wohl das Beste sei, wenn alle Verträge bezahlt und danach überhaupt keine Stücke mehr gespielt würden: Inszenierung gelungen, Theater tot.

Während in der grünen Ferne der Kuckuck ruft, macht Stein seine bittere Bilanz mit dem „künstlich aufgepumpten italienischen Theatersystem“, das keine literarische Tradition kenne: „Wegen sechzigtausend Euro haben sie absichtlich die Produktion kaputtgemacht.“ Sieben Schauspieler sind mit vollen Bezügen abgesprungen, weitere Kosten werden nicht übernommen.

Doch Stein hat sich entschieden, selber Akteure anzuheuern und bei sich daheim Dostojewski zu Ende zu spielen, improvisierend wie eine Commedia-dell'Arte-Truppe in alter Zeit. Die Kostümbildnerin hat Steins Kleiderschrank geplündert, weil die fast fertigen Kostüme nicht mehr aus Turin herangebracht werden, und den probefreien Tag lang

ziehen ein paar Freiwillige aus dem Team eine Art Freiluftbar unter einer sorgsam dekorierten Zeltplane hoch; hinterher scherzen sie, ob sie die Zeltbar „Pietro Pietra“ taufen sollen, nach dem Hausherrn. Für den Großmeister des literarischen Theaters, der für „Faust“ oder „Wallenstein“ mit vielen Millionen Euro jonglierte und ganze Bühnen eigens errichtete, ist dies eine ungewollte, doch keineswegs ungeliebte Billiglösung. In seiner Probephöhne schiebt er ein paar Pappwände herum, zeigt mürrisch auf drei alte Sofas: „Mehr brauche ich sowieso nicht für mein Theater.“

Nur das Wort von der „arte povera“ will er nicht hören, denn schließlich kostet sie sein eigenes Geld: „Mehr als vier Mal treten wir nicht auf, dann wird mir der Spaß zu teuer.“ Steins System, auf eigenem Grund die Stücke einzustudieren, ist einzigartig, zumal man dazu die passenden Latifundien benötigt. Über Wochen ist in San Pancrazio das Ensemble zusammengespart, im umgebauten Heuschober sitzen Schauspieler und lesen, droben hat der Meister sein vollverglastes Panorama mit Videos und Bibliothek, im Freien feilen andere Akteure am Text, während die gemeinsamen Mahlzeiten an der Table d'hôte neben der Küche eingenommen werden. Von morgens um neun bis abends um elf wird geprobt. So hat Stein genau das Leben, das er braucht: Theater vom Aufwachen bis zum Einschlafen, zwei Produktionen im Jahr. Früher, erzählt er, während er im Abenddämmer auf ein gerade geschlüpftes Käuzchen in einem Mauerspalt weist, habe er „diese alten Säcke“ verachtet, die nie pausieren wollten.

Am kommenden Morgen beginnt der erste komplette Durchlauf pünktlich morgens um halb zehn. Stein sitzt hoch konzentriert auf einem Plastikhocker, als entscheide diese Probe über die Berufslaufbahn aller. Videokameras für die Dramaturgie laufen, jede Geste, jedes Wort werden aufgezeichnet und hinterher notfalls korrigiert; Techniker huschen herum – es ist alles professionell wie bei einer Premiere an der Scala oder der Berliner Schaubühne, nur dass hier bald kaum mehr als fünfzig Zuschauer sitzen werden. Und dann geschieht ein Wunder. Während der Erzähler, beiläufig am Klavier plaudernd, das Kleinstadtpersonal vorstellt und in ihren improvisierten Kostümen Schatow und Werchowenski, Kirilow und Liza und Dascha nach und nach auf den alten Sesseln Platz nehmen, verwandelt sich der Betonboden in Birkenböhlen; die kahle Halle in einen russischen Salon; und das

umbrische Frühsommerwetter zu sibirischer Kälte – nur weil sich ein Schauspieler die Hände reibt und den Paletot fest um den Nacken zieht.

Nur Theater vermag das, aber es vermag dies nur, wenn es so feinnervig durchgespielt wird, wie hier. Er könne Texte lebendig machen, das sei sein einziges großes Talent, hatte Peter Stein am Vortag ganz beiläufig gesagt. Wie recht er hat. Dostojewskis ausladende Schilderungen metaphysischer Probleme treten hier hinter kleinen Gästen und Ticks der Sprecher zurück, Ideen werden zu Fleisch und Blut und russische Anarchisten zu ganz alltäglichen Fanatikern von heute. Warwara, Mutter des faszinierenden Erzverschwörers Stawrogin und mit herrischer Innigkeit von Steins Frau Maddalena Crippa verkörpert, ist wegen ihrer strahlenden Blicke auf den monströsen Sohn von Beginn an dem Untergang geweiht, ebenso wie sein Ziehvater Stepan Werchowenski, dessen lebensuntüchtige Hilflosigkeit sich in einem winzigen Schulterzucken, in unvollendeten Handbewegungen und einem unsicheren Blick offenbart.

Stein, der selbst in die Komparsenrolle eines stummen Popen schlüpft, hat seinen phantastischen Schauspielern die Beiläufigkeit eingepfropft und ihnen alle italienische Deklamiertradition ausgezogen. Dostojewski, der allzeit überspannte literarische Weltenrichter, mutiert so unmerklich zu Tschewow, dem Ironiker und pessimistischen Menschenfreund. Und die teuflischen Verschwörer sind spinnierte, deswegen nicht minder gefährliche Provinznarren.

Nach drei Stunden, wenn der zerstörerische Malstrom von Ausbrüchen und Lügen, Verschwörungen und ersten kleinen Prügeleien sich längst dreht, ist es vor lauter Spannung eisig kalt geworden in dieser italienischen Frühsommerhitze. Obwohl er kaum künstliches Licht hat und keinen umgetopften Birkenhain und keine historisch-fotorealistische Ausstattung ist der Perfektionist Stein hier wieder ganz nahe bei seinen fabulösen Tschewow-Produktionen von der Berliner Schaubühne. Und wozu braucht man Staffage, wenn sich aus Worten und Blicken eine ganze Welt erschaffen lässt?

In den spärlichen Agriturismi rund um San Pancrazio sind für die kommenden zwei Wochenenden schon Zimmer von Fans aus Berlin und Wien und München gebucht; aber sie werden ob der endlosen italienischen Texte sehr viel Geduld benötigen. Den Italienern, von denen nur die größten Enthusiasten den beschwerlichen Weg aus Rom oder Florenz herfinden werden, hat man diese phantastischen „Dämonen“ in Menschengestalt vorenthalten. Peter Stein scheint das nicht mehr zu stören, denn endlich bekommt er sein Welttheater serviert, wo er es haben will: zu Hause, im Nirgendwo. DIRK SCHÜMER